

Rainer Schützeichel

Kooperation, Triangulation und Kultur

Ein soziologischer Kommentar zur
anthropologischen Theorie von Tomasello

Die Relevanz der Forschungen von Michael Tomasello für die Soziologie liegt in der Forschungsthematik selbst. Tomasello befasst sich auf anthropologischem Terrain und in einer evolutionstheoretischen Perspektive mit einer zentralen Fragestellung der Soziologie, nämlich dem Zusammenhang von Formen sozialer Beziehungen oder, spezifischer, Formen der Koordination menschlichen Verhaltens einerseits, und dem Denken, dem Wissen und der Kultur andererseits. Seit ihren Klassikern ist dieser Forschungszusammenhang für die Soziologie bedeutsam. Tomasello stellt die Probleme der Koordination von Verhalten und Handeln in den Vordergrund seiner Analyse und nimmt damit Abstand von älteren anthropologischen Theorien, die, wie Scheler, Plessner oder Gehlen, sich am cartesianischen Erbe der Philosophie abarbeiten. Die Anthropologie Tomasellos rückt andere Probleme in den Vordergrund, die in dem Modus der Koordination und Kooperation von Menschen und damit in der intentionalen Bezugnahme auf die Intentionen Anderer begründet sind.

Nicht die Veränderungen im Bereich der „Repräsentation“ von Welt sind nach Tomasello ausschlaggebend für die evolutionäre Entwicklung des Menschen und seiner Kultur, sondern gemäß seiner zentralen Hypothese geteilter Intentionalität die erworbene Fähigkeit zur Metarepräsentation, also der Fähigkeit, die Repräsentationen Anderer rekursiv zu nutzen. In älteren Werken (Tomasello 2002, 2008) steht dabei die Fähigkeit des Menschen, andere als intentionale Wesen verstehen zu können, im Vordergrund. Sie markiert nach Tomasello den entscheidenden evolutionsgeschichtlichen Schritt. „Dieses Verständnis ermöglicht es ihnen, sich in die geistige Welt einer anderen Person hineinzusetzen, so dass sie nicht nur *vom* anderen, sondern auch *durch* den anderen lernen können. Diese Auffassung anderer als intentionale Wesen, die einem selbst ähnlich sind, ist entscheidend für das kulturelle Lernen des Menschen. [...]“ (Tomasello 2002, S. 15; Hervorh. im Orig.) In jüngeren Werken (Tomasello 2010, 2014) tritt mehr und mehr ein anderes

„Scharnier“ in den Vordergrund, nämlich die Hypothese der geteilten Intentionalität in ihren evolutionsgeschichtlich konstitutiven Formen.¹ Mit dieser Hypothese werden wir uns in den folgenden Ausführungen befassen.

Die Relevanz seiner Forschungen liegt auch darin, dass es Tomasello gelingt, seinen bahnbrechenden empirischen Forschungen eine Interpretation zu geben, die sich auf der Höhe der gegenwärtigen sozialtheoretischen Diskussion befindet. Dadurch werden die Disziplinen der Anthropologie und Evolutionsbiologie einerseits, der Soziologie andererseits, die doch durch tiefe Gräben getrennt sind, in einem hohen Maße „anschlußfähig“. Bisher jedoch ist der Austausch recht einseitig verlaufen, von der Anthropologie in die Soziologie. Die folgenden Überlegungen versuchen nun, einen Import in die andere Richtung zu initiieren. Dieser betrifft die beiden zentralen Topoi: Kultur und Kooperation.

Tomasello begründet, gut soziologisch, die Genese von Kultur aus den funktionalen Notwendigkeiten der Reproduktion komplexer Formen sozialer Koordination. Die Möglichkeiten sozialer Koordination erzeugen spezifische Herausforderungen für das menschliche Denken. Kultur beruht seines Erachtens auf einer Form sozialer Koordination, die er als „kollektive Intentionalität“ bezeichnet. Kollektive Intentionalität ist eine spezifische Form von Koordination, die die Entstehung einer gewissen „Objektivität“ von kulturellen Gehalten zur Voraussetzung wie zur Folge hat. „Kultur“ ist nicht auf Bewusstseinsleistungen reduzierbar, sondern eine eigene, objektive Welt, die in älteren Traditionen der Philosophie oder Soziologie als eine „Dritte Welt“ begriffen wurde. Wichtige Aspekte des menschlichen Denkens sind also nicht unmittelbar auf Kultur und Sprache, sondern auf einzigartige Formen der menschlichen Kooperation zurückzuführen (Tomasello 2014, S. 15) Die Möglichkeit wie die Notwendigkeit, Handlungen zu koordinieren und gemeinschaftliche oder kooperative Handlungen zu vollziehen, macht eine Integration der unterschiedlichen Perspektiven nötig, aber sie führt auch zu einer Differenzierung unterschiedlicher Tätigkeiten, Rollen und Perspektiven. Tomasello (2014, S. 75) spricht von einer Zwei-Ebenen-Struktur kooperativen Handelns: Gemeinsame Zielsetzungen und individuelle bzw. differenzierte Rollen, „Gemeinsamkeit und Individualität“. Kooperationen bilden den Hintergrund für Differenzierungen, und Differenzierungen bringen das stetige Problem der Integration von Handlungen mit sich. Kooperationen, so ist das Argument zu verstehen, verdichten die wechselseitigen Abhängigkeiten, aber sie sind dadurch in einer dialektischen Weise zugleich auch der Ausgangspunkt verstärkter Differenzierungen in sachlicher und sozialer Hinsicht oder von „sozialer Selektion“

1 Den Gründen für diesen theoretischem Wandel geht Mollenhauer (2015, S. 159 ff.) nach.

(Tomasello 2014, S. 62), die sich sowohl auf die Eigenschaften und Fähigkeiten möglicher Partner wie auf die eigenen Eigenschaften und Fähigkeiten für mögliche Partner bezieht. Dies führt zur strukturellen Ausbildung und Verankerung von spezifischen kommunikativen Formen und Medien.

In Bezug auf das Verhältnis von Kultur und Kooperation oder Koordination sind nun drei Fragestellungen besonders relevant und diskussionswürdig, denn in diesen lassen sich aus soziologischer Sicht gewisse konzeptionelle Disharmonien und Ambivalenzen der anthropologischen Theorie identifizieren. Die erste Fragestellung betrifft die Evolution der Koordinationsformen. Tomasello bringt die Formen der Kooperation oder Koordination mit Hilfe einer Unterscheidung von verschiedenen Formen geteilter Intentionalität in eine evolutionäre Abfolge, die die Soziologie an ältere Stadientheorien erinnern. Diesem stadien- oder stufentheoretischen Modell wird, so der Vorschlag, ein komplexeres Modell der Rekombination von Koordinationsformen entgegengestellt, welches soziale Koordinationen nicht von vornherein als normativ integrierte Kooperationen betrachtet (Kap. 4). Zweitens lässt sich nach der Funktion von „Kultur“ fragen. Nach Tomasello hat Kultur die Funktion, als „Hintergrund“ Koordinationen menschlichen Handelns zu ermöglichen. Wie wird diese Funktion begründet? (Kap.2). Die dritte Frage betrifft die „Emergenz“ oder „Objektivität“ von Kultur gegenüber der Sozialdimension, also den Formen der Koordination und Kooperation. Tomasello betrachtet Konventionalisierung als ihren zentralen Mechanismus. Dagegen wird der Einwand erhoben, dass das von Tomasello selbst nur angedeutete Modell der Triangulation besser in der Lage ist, die Objektivität von Kultur zu explizieren (Kap. 3). Damit begründen die folgenden Analysen auch ihre übergreifende These, dass die identifizierten Ambivalenzen und Disharmonien der anthropologischen Theorie aus ihrer Unentschiedenheit resultieren, menschliche Koordinationen nach einem Regel-Modell oder einem triangulativen Modell zu analysieren. Beginnen werden wir aber mit einer Rekonstruktion der Thesen Tomasellos zum Verhältnis von geteilter Intentionalität, Kultur und Koordination (Kap. 1).

1. Koordination, Intentionalität und Kultur

Koordinationsformen und Kultur bedingen einander. Strukturell reichhaltige Formen der Koordination führen zur Genese von kulturellen Formen, die wiederum wie in einem Looping-Effekt die Koordinationsformen strukturell ermöglichen und evozieren.² Tomasello unterscheidet zwei

² Jüngere Diskussionen (bspw. Moll 2016; Satne 2016) sehen hier einen *circulus vitiosus* am Werk: Koordinationsformen bedingen Formen von Kultur, die doch eigentlich

grundlegende Formen von Koordination, Kommunikation und Konflikt (vgl. Tomasello 2014, S. 57). Während es in Konflikten darum gehe, die eigenen Interessen und Zielsetzungen gegen die der anderen zu behaupten und dies eine Intentionalitätsform (individuelle Intentionalität) und eine Handlungslogik zu Folge habe, wie sie beispielsweise von der Spieltheorie modelliert werde, so bestehe das Problem von Kooperationen darin, Ziele gemeinsam zu definieren und zu verfolgen.³ Im Unterschied zu den anderen Primaten, die auch dann, wenn sie ihre Handlungen in einer Gruppe koordinieren, noch im Ich-Modus verbleiben („Gruppenverhalten im Ich-Modus“, vgl. Tomasello 2008), sei für Menschen eine evolutionär schon früh eintretende „kooperative Wende“ kennzeichnend. Diese gehe über die Koordination eigeninteressierter Handlungen hinaus und bestehe in einer koordinativen Bestimmung gemeinsamer Ziele. „Bei Menschen geht es [...] immer (oder meistens) um Kooperation.“ (Tomasello 2014, S. 54) Die Lebensformen von Menschen seien in allen Bereichen wesentlich stärker durch koordinative Kommunikationen und Handlungen bestimmt als die aller höheren Primaten mit der Folge, dass sich eine normative Sphäre ausbilden könne. Allein das Verhalten und Handeln der Menschen sei normativ reguliert. Tomasello betont aber auch, dass diese Kooperationen zwar einen erheblichen evolutionären Vorteil mit sich bringen, aber nicht eine friedfertige Welt hervorrufen. Wo es Kooperationen gibt, dort gibt es auch Ausschluss von Kooperationen. Gerade dann, wenn die Kooperation mit anderen für die Einzelnen von erheblicher Bedeutung für die Realisierung ihrer Handlungsziele ist, ist es nicht beliebig, mit wem sie kooperieren müssen. Kooperationen eröffnen aber auch – und dieser Punkt wird bei Tomasello im Vergleich zu älteren Theorien weniger gewürdigt – die Möglichkeit, sich in der Sachdimension arbeitsteilig (von Tomasello 2014, S. 64, der sich diesbezüglich insbesondere auf Bratman 1992 bezieht, als „individuelle Rolle“ bezeichnet) oder funktional zu differenzieren und auf diesem Wege eine Differenzierungsform zu etablieren, die auf hochgradige Integrationen und Kooperationen angewiesen ist. An dieser Stelle aber sei schon festgestellt, dass Tomasellos Ausführungen nicht hinreichend zwischen der Sach- und der Sozialdimension, zwischen kognitiver und normativer Integration unterscheiden und von daher aus der Etablierung einer „gemeinsamen Welt“ schon auf die normative Integration im Sinne „gemeinsamer Zielsetzungen“

erst die Voraussetzung dafür sind, dass diese Koordinationsformen sich realisieren können. Diese Überlegungen von Tomasello aber müssen evolutionstheoretisch im Sinne von gradualistischen, sich wechselseitig stabilisierenden Anpassungsprozessen verstanden werden.

3 Nicht zufällig erinnert diese Unterscheidung von Konflikt und Koordination an diejenige von Habermas (1981) zwischen strategischem und kommunikativem Handeln.

schließen, was dazu führt, dass Koordinationen auf Kooperationen reduziert werden.⁴

Die Koordinationsformen werden von Tomasello mit Hilfe der in diesen geteilten Intentionalitäten unterschieden. Tomasello benutzt den Ausdruck „Intentionalität“ in einer spezifischen Weise. Während er in älteren Arbeiten mit diesen Ausdruck in einer konventionellen Weise eine Absicht oder einen Plan, bestimmte Sachverhalte zu realisieren, bezeichnete, so wird er in neueren Arbeiten für alle solche mentalen Zustände benutzt, die über propositionale Gehalte oder Repräsentationen verfügen (vgl. Tomasello 2016, S. 117 f.). Diesbezüglich werden von ihm unter Berufung auf entsprechende sozialtheoretische Untersuchungen (Bratman, Gilbert, Searle, Tuomela) individuelle, gemeinsame und kollektive Intentionalität unterschieden. Worin bestehen nun die intentionalen Voraussetzungen von Kooperationen? Nach Tomasello (2014, S. 64) lassen sich drei Voraussetzungen für eine Kooperation der Akteure A und B benennen:

- (1) Akteur A muss das Ziel haben, gemeinsam mit B X-zu-tun.
- (2) Akteur B muss das Ziel haben, gemeinsam mit A X-zu-tun.
- (3) A und B müssen wechselseitiges Wissen über das „Wir“ der Handlung oder einen gemeinsamen Hintergrund haben, um das Ziel des Anderen zu kennen.

Bedeutsam ist diese Modellierung der Bedingung von Kooperation in mindestens zwei Hinsichten. Anders als eine Vielzahl anderer Theoretiker geht Tomasello nicht davon aus, dass ein kooperatives Handeln aus einer Aggregation von Einzelhandlungen erfolgt. Eine solche Modellierung würde die folgende Form annehmen:

- (1)* Akteur A hat das Ziel, X-zu-tun.
- (2)* Akteur B hat das Ziel, X-zu-tun.
- (3)* Die Akteure A und B haben ein gemeinsames Wissen, dass sie beide beabsichtigen, X-zu-tun.

4 Tomasello selbst scheint in der Tat und erstaunlicherweise die Terme „Koordination“ und „Kooperation“ weitgehend synonym zu behandeln, obwohl Kooperation sicherlich nur eine Möglichkeit der Koordination des Handelns und Erlebens ist. Deshalb wird hier systematisch zwischen der Koordination als der allgemeinen Orientierung des Erlebens und Handelns an dem Erleben und Handeln Anderer oder einer sozialen Gruppe einerseits und der Kooperation als der Verfolgung gemeinsamer Ziele unterschieden.

Gegen Bratman und andere handlungstheoretische Reduktionisten, die die zweite Modellierung bevorzugen würden, und mit Searle und weiteren Anti-Reduktionisten, insbesondere aber mit Tuomela, der nicht ein kollektives Subjekt, sondern den kollektiven Modus betont, ist es nach Tomasello wichtig, die Intention als eine kollektive auszuweisen und nicht als eine Aggregation von individuellen Absichten, um deren Aggregation gleichsam gewusst wird.

Individuelle Intentionalität

Unter dem Titel der „individuellen Intentionalität“ verhandelt Tomasello die Strukturen und die Genese von Kognition und Denken eines individuellen Organismus in Bezug auf seine Umwelt bzw., wie Tomasello bei denkenden Organismen, die ihre Umwelt in einem propositionalen Modus zu erkennen in der Lage sind, sagt, in Bezug auf ihre Situation. Die Evolution des Kognitiven verläuft nach Tomasello nicht, wie häufig unterstellt, von einfachen Assoziationen zu komplexen Kognitionen, sondern sie verläuft verhaltens- und handlungsbezogen, nämlich von unflexiblen und adaptiven Spezialisierungen hin zu individuell regulierten, flexiblen intentionalen Handlungen (vgl. Tomasello 2014, S. 47). Individuelle Intentionalität heißt, dass ein Organismus in Bezug auf seine Umwelt bzw. seine Situation in einem Ich-Modus, also in einer individuellen Selbstregulierung agiert und versucht, Wünsche und Zielsetzungen zu realisieren. Das heißt, er verfügt über bestimmte „Referenzwerte“ (vgl. Tomasello 2014, S. 23), mit denen er seiner Umwelt bzw. seiner Situation begegnet. Kognitionen und Denken entstehen nach Tomasello phylogenetisch dann, wenn Organismen sich in varianten Umweltbezügen orientieren müssen, einer Varianz oder Komplexität, der eine gewisse Varianz oder Komplexität auf der Seite des Organismus entspricht, in Verhaltens- oder Handlungsalternativen auf ihre Umwelt oder Situation zu reagieren. Entsprechend ist ein solcher Organismus in der Lage, Mittel an Zielen zu orientieren und ihre Umwelt bzw. Situation entsprechend den Zielen zu verändern. Solche Organismen leben nicht mehr nur einfach in ihrer Umwelt, sondern sie generieren „Wertbezüge“, die es ihnen erlauben, ihre Umwelt bzw. Situation daraufhin wahrzunehmen, ob diese Werte realisiert oder nicht.⁵ Solche Organismen sind „Differenzwesen“: Sie orientieren sich an der

5 Wir überpointieren an dieser Stelle die Wert-Begrifflichkeit von Tomasello, um darauf hinzuweisen, dass auch für Georg Simmel wie für die frühe Phänomenologie ein „Wert“ eine solche Bezugnahme ist, die konstitutiv allem Denken und Handeln voraus liegt.

Differenz von Wünschen und Zielen einerseits, der Realität ihrer Umwelt bzw. Situation andererseits, was nach Tomasello zu einer Rechtfertigung des klassischen Belief-Desire-Modells des (rationalen) Handelns beiträgt. Denken und Kognition kann man diesem Organismus dann zuschreiben, wenn er nicht mehr nur „online“ agiert, sondern „offline“. Dies setzt voraus, dass er (1) über die Fähigkeit zu einer hinreichenden Repräsentation seiner Umwelt verfügen muss, (2) über die Fähigkeit, simulativ und inferentiell über kausal, funktional oder intentional begründete Schlussfolgerungen zur Modifikation dieser Repräsentationen zu gelangen, und (3) über die Fähigkeit, hierauf sein eigenes Verhalten einzustellen. „Denken“ vollzieht sich also in den Formen kognitiver Repräsentation, in den Formen des Schlussfolgerns wie in Möglichkeiten der Selbstbeobachtung.

Die Grundstruktur eines solchen Denkens und Handelns einer individuellen Intentionalität liegt nach Tomasello evolutionär betrachtet schon bei allen Affen vor. Sie wird in den Dienst einer instrumentellen Rationalität gestellt (vgl. Tomasello 2014, S. 53), welche zwar zu Grundformen sozialer Kognition in der Lage ist, aber diese in den Dienst einer Sozialform stellt, welche durch Konkurrenzverhalten dominiert wird, wie auch soziale Kognition im Rahmen einer individuellen Intentionalität auf Konkurrenzbeziehungen in der sozialen Gruppe beschränkt bleibt.

Aufgrund des Selektionsdrucks werden nun nach Tomasello evolutionär mehr und mehr Formen kooperativen Verhaltens prämiert. Er postuliert im Rahmen seiner „Hypothese geteilter Intentionalität“ eine zweischrittige Abfolge in der Veränderung des Sozialverhaltens wie der entsprechenden Intentionalitätsstrukturen, und zwar zunächst einen Übergang hin zu Formen gemeinsamer Intentionalität, die dann in eine solche kollektiver Intentionalität übergeht. In diesen Sozialformen bilden sich nach Tomasello neue Potentiale des Denkens, also der Repräsentation, des Schlussfolgerns wie der Selbstbeobachtung aus.

Gemeinsame Intentionalität

Gemeinsame Intentionalität stellt nach Tomasello einen notwendigen Zwischenschritt in der evolutionären Abfolge von der Sozialform der individuellen Intentionalität hin zu derjenigen der kollektiven Intentionalität dar. Er verortet sie in der Hominisation vornehmlich in den „vorkulturellen“ menschlichen Gemeinschaften, also solchen, die sich noch nicht der Sprache als dem vornehmlichen Medium der Koordination ihres Erlebens und Handelns bedienen und Kultur als koordinative Ressource benutzen.

Gemeinsame Intentionalität ist eine Intentionalitätsform, die sich zwischen individuellen Akteuren im Sinne „signifikanter Anderer“ gestaltet.

„Die neue Form gemeinschaftlicher Tätigkeit der Frühmenschen war unter den Primaten einzigartig, weil sie durch punktuell fokussierte gemeinsame Ziele und gemeinsame Aufmerksamkeiten zu einer Art momentaner zweitpersonaler gemeinsamer Intentionalität strukturiert wurde, einer ›Wir‹-Intentionalität mit einem bestimmten Anderen, bei der jeder Beteiligte eine individuelle Rolle und eine individuelle Perspektive hatte.“ (Tomasello 2014, S. 56; Hervorh. weggel.)⁶ Sie besteht in der wechselseitigen Repräsentation der Perspektiven des Anderen und der daraus erwachsenden Möglichkeit, dass eigene Verhalten als ein intentionales Handeln zu kontrollieren und am anderen auszurichten. Es herrscht somit eine „zweitpersonale“ (Tomasello 2014, S. 19) Selbstbeobachtung vor, eine changierende Selbstbeobachtung im dyadischen Kontext von Ego und Alter, in welcher es darum geht, Koordinations- und Kooperationsprobleme zu lösen, die in unmittelbaren Interaktionen auftreten.

Ebenso wichtig ist jedoch, dass erst in dieser Koordinationsform eine gemeinsame Wirklichkeit oder, wie Tomasello auch formuliert, ein „persönlicher gemeinsamer Hintergrund“ (Tomasello 2014 205) entsteht, der es erlaubt, die Intentionen und Handlungen des Anderen zu verstehen. Gemeinsames Handeln setzt gemeinsame Ziele ebenso voraus wie eine hinreichend ähnliche Situationsdefinition, also eine geteilte Aufmerksamkeit auf einen als geteilt erlebten Wirklichkeitsausschnitt. Die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“, um mit Berger und Luckmann (2003) zu sprechen, erwächst also nicht, wie bei diesen, aus epistemischen Gründen, sondern aus pragmatischen. Sie wird dort notwendig, wo es um die Realisierung gemeinsamer Handlungen geht. Diesbezüglich trifft Tomasello (2008) auch die wichtige Unterscheidung zwischen einer Top-Down- und einer Bottom-Up-Variante der Herstellung von „joint attention“. Die Top-Down-Variante wird von gemeinsamen Zielen, also gleichsam intern gelenkt, während die Bottom-Up-Variante durch äußere Ereignisse herbeigeführt wird. Eine gemeinsame Aufmerksamkeit oder gar eine gemeinsame Wirklichkeit setzt nicht Perspektivenkongruenz voraus, nicht die Verschmelzung der Perspektiven, sondern, im Gegenteil, die Anerkennung von anderen Perspektiven in Bezug auf die Realisierung eines gemeinsamen Ziels in einer als gemeinsam erlebten Situation. Sie setzen voraus, dass sich jeder aus seiner Perspektive auf ein X bezieht. Tomasello spricht diesbezüglich von einer Zwei-Ebenen-Struktur einer „joint attention“: Gemeinsame Aufmerksamkeit und indivi-

6 Wie in dieser wie auch in anderen Argumentationen von Tomasello deutlich wird, bewähren sich die „klassischen“ Untersuchungen von Mead und ihrer ontogenetischen Unterscheidung von „play“ und „game“, von „signifikantem Anderen“ und „generalisiertem Anderen“ auch in der heutigen Forschung in einer substantiellen Weise.

duelle Perspektiven. Gemeinsame Aufmerksamkeit und gemeinsame Wirklichkeit ergeben sich also aufgrund der Triangulation als der Gestaltung eines gemeinsamen „Raums“ (Davidson 1982; Tomasello 2014, S. 73) von unterschiedlichen Perspektiven. Gemeinsame Intentionalität setzt also die Anerkennung unterschiedlicher Perspektiven voraus oder – präziser formuliert – gemeinsame Intentionalität besteht in der Anerkennung unterschiedlicher Perspektiven.

In der Logik sozio-kultureller Evolution stellt der Übergang hin zu Formen gemeinsamer Intentionalität einen ersten wichtigen Schritt dar. Dieser ist durch kleinformartige Kooperationen gekennzeichnet, meistens in Bezug auf die Nahrungssuche. Dies setzt das zumindest temporäre Verfolgen gemeinsamer Ziele voraus und die Fähigkeiten, „joint attention“, also Zonen geteilter Aufmerksamkeit auszubilden und vor diesem Hintergrund wiederum kleinformartige Arbeitsteilungen zu initiieren. Diese Kooperation setzt voraus, dass die Akteure in der Lage sind, die Perspektive des oder der Anderen einzunehmen und symbolisch zu repräsentieren, insbesondere diejenige in Bezug ihre eigenen Kommunikationsofferten. Sie führt in den drei Dimensionen des Denkens dazu, dass die Teilnehmer nun mit der perspektivischen und der symbolischen Form neue Modi der kognitiven Repräsentation stabilisieren können, mit einer sozialen, auf den Anderen bezogenen Rekursivität neue Formen des Schlussfolgerns gewinnen und neue Formen der Selbstbeobachtung generieren können, nämlich eine solche, die sich an dem Verhalten und Handeln des Anderen orientiert. Kurz, in diese drei Dimensionen müssen Verweisungen auf das Verhalten und Handeln Anderer bzw. auf den gemeinsamen Hintergrund des Handelns aufgenommen werden. Dies führt dazu, dass auch das eigene Erleben und Handeln an dem gemeinsamen Hintergrund bzw. dem signifikanten Anderen ausgerichtet werden, es muss in seiner Verständlichkeit wie in seiner Rationalität überprüft werden. Der – wie immer auch punktualisierte – gemeinsame Hintergrund übt somit eine selektive Kraft auf das eigene Erleben und Handeln aus. Gemeinsame Intentionalität führt und bedingt somit ein perspektivisches und sozial rekursives Denken. Tomasello spricht davon, dass die Akteure die Fähigkeit ausgebildet haben müssen, „schon im voraus die wahrscheinlichen Schlußfolgerungen des Empfängers zu simulieren.“ (Tomasello 2014, S. 18) Tomasello lässt es aber offen, was unter „simulieren“ verstanden werden kann und ob er diesen Ausdruck für ein theoretisch gehaltvolles Problem benutzt. Denn im Sinne der Simulationstheorie verstehen wir die Handlungsintentionen und Reaktionen anderer dadurch, dass wir sie aufgrund eigener Erfahrung in unseren mentalen Zuständen simulieren.

Die Sozialform der gemeinsamen Intentionalität ist auf den Kommunikationsmodus des Zeigens festgelegt, insbesondere des gestischen Zeigens wie des ikonischen Zeigens mit Hilfe von Gebärden. Die Frühmenschen ver-

fügten über individuelle Repräsentationen bestimmter Situationen und kennzeichneten oder symbolisieren diese mit Hilfe von Zeigegesten oder ikonischen Gesten oder Gebärden. Aber der Unterschied zwischen beiden Formen ist zentral (vgl. Tomasello 2014, S. 96). Mit Gesten schafft man Räume und Zeiten geteilter Aufmerksamkeit auf eine gemeinsame Wirklichkeit, sie lenken die Aufmerksamkeit auf etwas und fokussieren damit die Perspektiven auf etwas Gemeinsames in der Welt. Aber es gibt nur einen Typus von Zeigegesten. Ikonische Gesten aber gibt es in einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Sie können nicht schon deshalb als eine Vorform von Sprache verstanden werden, sondern auch insofern, als sie symbolisch auf etwas verweisen, was nicht in der Situation ist. Sie erweitern somit die gemeinsame Welt in einer nicht unbeträchtlichen Weise. Das kommunikative Potential ist Tomasello (2014, S. 94) zufolge allein Menschen vorbehalten, weil sie die interpretative Fähigkeit voraussetzen, Bewegungen und Akte jenseits ihres „normalen“ instrumentellen Kontextes nicht als Vollzug selbst, sondern ostentativ als Kommunikationsakte zu deuten. Der inferentielle Aufwand, etwas als eine Zeige- oder eine ikonische Geste zu identifizieren und von dieser aus auf eine kommunikative Absicht zu schließen, ist beträchtlich und setzt eine hinreichend feinkörnige Hintergrundmatrix voraus. Ikonische Gesten sind nicht konventionalisiert, aber sie weisen in ihrem symbolischen Ausdruck einen semantischen Gehalt insofern auf, als sie kategorial auf etwas hinweisen. Sie fordern den oder die Adressaten auf, sich etwas in dieser oder jener Hinsicht vorzustellen.

Die Belief-Desire-Struktur des Handelns muss im Modus der gemeinsamen Intentionalität in der folgenden Weise gedacht werden: Wenn Ziele oder Wünsche mit der vorgefundenen Situation nicht übereinstimmen, so motiviert dies zum Handeln, aber sowohl Wünsche und Ziele wie auch die Situationsdefinition müssen in einer zumindest minimalen Weise konativ und epistemisch koordiniert werden, damit ein gemeinsames Ziel mit divergierenden funktionalen Rollen und in unterschiedlichen Perspektiven realisiert werden kann. Die Handelnden werden in vielerlei Hinsicht voneinander abhängig.

Kollektive Intentionalität

Die Ausbildung kollektiver Intentionalität stellt in der Logik sozio-kultureller Evolution eine zweite bedeutende Zäsur dar. Sie führt – aufgrund der Konkurrenzsituation menschlicher Gruppen (vgl. Tomasello 2014, S. 19) – zu der Notwendigkeit ihrer stärkeren Integration. Die bisher nur situativ geteilte Welt muss institutionell auf Dauer gestellt werden. Nach Tomasello hat die Ausbildung eines gemeinsamen kulturellen Hintergrunds zur Voraussetzung wie zur Folge, dass über die Etablierung einer zweitpersonalen

Perspektivität hinaus eine Objektivität kultureller Gehalte institutionalisiert wird. Über die ad-hoc-Koordinationen im Kontext einer gemeinsamen Intentionalität werden Konventionen und Normen institutionalisiert, die Akteure orientieren sich nicht mehr nur an der Perspektive des Anderen, sondern an einer überpersonalen, kollektiven Perspektive, die diejenige der Gruppe oder der Gemeinschaft ist. Diese Perspektive garantiert nicht nur eine ein- oder zweitpersonale Perspektive, sondern die transpersonale einer Gruppe. Sie hat von daher einen wesentlich höheren Objektivitätscharakter, die es erlaubt, sich im Denken und Handeln nicht nur an der Perspektive des Anderen, sondern der Objektivität dessen, was in der Gruppe akzeptiert wird, zu orientieren und sich dadurch normativ selbst zu regulieren.

Nach Tomasello kennzeichnet die kollektive Intentionalität ein einzigartiges Vermögen, nämlich eine bestimmte Denkform, die er sowohl in ihrem Repräsentations-, ihrem Schlussfolgerungs- wie ihrem selbstreflexiven Vermögen charakterisiert. In Bezug auf diese drei Dimensionen, durch die Tomasello zufolge „Denken“ charakterisiert ist, ist dieser Denkform immanent, dass die kognitiven Repräsentationen als objektiv gültig begriffen werden, die mit bestimmten Geltungsansprüchen verbunden sind, dass die Schlussfolgerungen mit Gründen versehen werden müssen, sich also an allgemeinen Regeln gelten, und dass die Selbststeuerung sich normativ im Hinblick auf die Erwartungen der Gruppe ausweisen müssen. Menschen orientieren sich an objektiven Sachverhalten, sie können selbstreflexiv ihr Handeln und Denken kontrollieren, und sie orientieren sich an der Objektivität einer normativen Welt. Dies macht nach Tomasello die einzigartige Stellung der Menschen aus. Sie verfolgen einen evolutionär gesehen neuen Typus eines Denkens, den Tomasello „objektiv-reflexiv-normatives Denken“ nennt. Sie treten in einen „Raum der Gründe“ ein. Die Individuen kontrastieren ihre Vorstellungen und Absichten nicht nur mit der Perspektive von wenigen signifikanten Anderen, sondern mit einer generischen Perspektive, mit einer als gültig und geltend ausgewiesenen Perspektive von Jedermann, „ein nichtperspektivischer Blick von nirgendwo“ (Tomasello 2014, S. 181). Allein diese Vorstellungen, dass Repräsentationen sich auf Objektives beziehen können, dass Schlussfolgerungen begründet werden müssen, dass das eigene Verhalten normativen Erwartungen unterliegt, erlaubt die Anwendung von distinkten Unterscheidungen wie derjenigen von Wahrheit und Falschheit, von Richtigkeit und Unrichtigkeit, wie Tomasello (2014, S. 133) anführt. Das Denken wird zu einem internalisierten Dialog zwischen dem, was man selbst denkt, und dem, was man denken sollte, und das Handeln wird in seinen reflexiven Formen zu einem nach Gründen suchenden Dialog zwischen dem, was man möchte, und dem, was man sollte. Denken und Handeln, so Tomasello, internalisieren in der Form einer kollektiven Intentionalität die soziale Kooperation in einer Gruppe.

Während der Modus der gemeinsamen Intentionalität darauf abzielt, interaktive, sozial eng begrenzte Kooperationsprobleme mit spezifischen Anderen zu lösen, mit denen man mitunter schon über einen gemeinsamen Hintergrund verfügt, ist der Modus der kollektiven Intentionalität daran ausgerichtet, Kooperationsprobleme mit vielen, auch unbekanntem Anderen zu lösen, mit denen die Netze des gemeinsamen Hintergrundes kaum gestrickt sind. Dies macht nach Tomasello eine kommunikative Koordination notwendig, die auf transpersonalen und transsituativen Konventionalisierungen aufbaut. In koordinativer wie in kommunikativer Hinsicht ist dieser Modus nach Tomasello durch Konventionalisierung geprägt. Konventionalisierung heißt Rückführung auf eine allgemeine, generalisierte Perspektive. Konventionalisierung ist auch der Modus, durch welchen sich nach Tomasello Kultur bestimmt. Als konventionelle kulturelle Praktiken bezeichnet er solche Praktiken, von den wir wissen, dass „wir“ sie tun, dass sie allgemeinen Erwartungen einer Gruppe entsprechen. Etwas naturalistisch leitet Tomasello schließlich daraus die generische Konstitution von sozialen Normen und die „faits sociaux“ ab, die er als „Wirklichkeit von Institutionen“ (vgl. Tomasello 2014, S. 137) bezeichnet und sie – mit Searle’s bekannter Unterscheidung von regulativen und konstitutiven Regeln – darauf zurückführt, dass solche sozialen Institutionen eben nicht Verhalten und Handeln regulieren, sondern neue Wirklichkeiten produzieren. Als Kultur ermöglichen diese Wirklichkeiten nicht nur in synchroner, sondern auch in diachroner Perspektive – als soziales oder kommunikatives Gedächtnis, insbesondere nach der Etablierung von Schrift (vgl. Tomasello 2014, S. 211) – eine doch unwahrscheinliche Koordination des Erlebens und Handelns.

Kultur besitzt eine eigene Objektivität gegenüber den einzelnen Individuen oder Gruppen. Unter den Bedingungen menschlicher Evolution gewinnt Kultur eine eigene konventionalisierte Objektivität, sie wird zu einer Realität sui generis, zu einer eigenen Wirklichkeitssphäre. Wie aber kann die Objektivität von Kultur begründet werden? Tomasello führt diesbezüglich in erster Linie die Mechanismen der Konventionalisierung an. Dies aber ist, wie im Folgenden ausgeführt werden wird, in mehrfacher Hinsicht eine unbefriedigende Antwort.

Auch Tiere haben Kultur, zumindest dann, wenn man davon ausgeht, dass es Kennzeichen einer kulturellen Spezies ist, dass einzelne Individuen voneinander lernen, sich imitieren und dabei auch bestimmte Praktiken oder Artefakte übernehmen. Kultur beruht auf Koordinationen und ermöglicht ihrerseits Koordinationen. Tomasello (2010) lagert also die Genese von Kultur tief in die biologische Evolution ein. Sie tritt nicht erst mit dem Menschen auf. Aber „tierische Kulturen“ entwickeln sich in Koordinationsformen, die durch Konkurrenz, instrumentelle Rationalität und individuelle Intentionalität gekennzeichnet sind, und die Grenzen dieser Koordinationsformen sind

zugleich die Schranken der sich so entwickelnden Kulturen. Auch für tierische Kulturen gilt der von Tomasello diagnostizierte zentrale Sachverhalt der Ko-Evolution von Koordination und Kultur.

Was aber versteht nun Tomasello unter „Kultur“? Was zeichnet insbesondere die Kultur der menschlichen Spezies aus? „Kultur“ besteht aus Praktiken, Verhaltensweisen und Artefakten. In der menschlichen Evolution kommen noch Institutionen, Regeln, Normen, „Statusfunktionen“⁷ sowie – zentral – Kommunikationsmedien wie Bilder und insbesondere die Sprache hinzu. Dass Kultur eine gemeinsame ist und als solche tradiert werden kann, führt Tomasello auf die Formen des kulturellen Lernens zurück. Diesbezüglich unterscheidet er zwischen der Imitation (welche nicht kooperativ, sondern vielmehr „egoistisch“ ist; vgl. Tomasello 2010, S. 12), dem Lernen durch Unterricht und dem Lernen durch Kooperation (vgl. Tomasello 2002, S. 15), die jeweils unterschiedliche Formen geteilter Intentionalität, nämlich gemeinsame oder kollektive Intentionalität voraussetzen. Daraus kann eine eigenständige kulturelle Evolution erwachsen und damit die selektive Weitergabe von kulturellen Phänomenen ermöglichen („Wagenhebereffekte“).

2. Der Hintergrund der Kultur

„Kultur“ – das sind nach Tomasello diejenigen Phänomene, die auf Konventionen beruhen, damit einen abstrakten, akteursneutralen, transpersonalen und transsituativen Gehalt erhalten und eine eigene Objektivität gegenüber ihrem Gebrauch und ihrer intentionalen Repräsentation aufweisen. Sie können dadurch einer kumulativen, selektiven kulturellen Evolution unterworfen werden, die gruppenspezifisch verfolgt wird und Anlass zu einer enormen Pluralisierung und Differenzierung menschlicher Kulturen gibt.

Die wesentliche Funktion von Kultur ist es, als „kultureller Hintergrund“ der Kommunikation und Kooperation zu fungieren. Weshalb betont Tomasello die Funktion von Kultur als eines Hintergrunds? Als Hintergrund hat Kultur die Funktion, die Interpretation von Handlungen und kommunikativen Akten durch die Anzeige von Relevanz- und Bedeutungsstrukturen zu erleichtern (vg. Sperber/ Wilson 1996). Als Hintergrund ermöglicht Kultur die Genese geteilter Aufmerksamkeit, geteilter oder gemeinsamer Erfahrung und gemeinsamen Wissens. Kultur hat die Funktion der Ermöglichung von Koordinationen oder, anders formuliert, Kultur reduziert Probleme der

7 Diesbezüglich orientiert sich Tomasello an Searle (2010), der als „Statusfunktion“ die soziale Zuschreibung von Funktionen auf Handlungen, Dinge und Phänomene bezeichnet.

Koordination des Handelns und Erlebens. An dieser Stelle wendet sich Tomasello gegen ältere Theorien kooperativen Handelns (Schelling 1960 und besonders Lewis 1969), die zwar treffend Bedingungen von Kooperationen analysierten, nämlich gemeinsamen Wissens oder gemeinsamen Erwartens, aber diese Formen als eine wechselseitige Spiegelung oder als eine rekursive Struktur anlegen (ich weiß, dass du weißt, dass ich weiß bzw. ich erwarte, dass du erwartest, dass ich erwarte ...). Auch die zeitgenössischen Theorien zur sozialen Kognition (vgl. Voegeley u.a. 2014) mit ihren verschiedenen Fraktionen (Simulationstheorie, Theorie-Theorie, Personenmodelltheorie) sehen im „Mindreading“ noch den zentralen Mechanismus, der zu einem gemeinsamen Handeln führen kann. Das Problem solcher Modellierungen aber besteht darin, dass diese rekursiven Iterationen ad infinitum ablaufen und kein Ende finden. Sie verlangen nach einer praktikablen, prozedural handhabbaren Heuristik. Diese liefert die Kultur als Hintergrund des Verstehens und der Handlungsorientierung. Darauf hat Searle mit seinen Überlegungen zur Kultur als Hintergrund des Verstehens von Sprechakten schon früh hingewiesen (vgl. Schützeichel 2015). Mit Clark (1996) geht nun auch Tomasello darauf ein, dass die Unterstellung eines gemeinsamen Hintergrundes kollektive Handlungen ermöglicht: „Wir wissen alle, dass wir die Konvention kennen“ (Tomasello 2008, S. 115), „Wir wissen, dass wir X-tun“ oder „Wir tun X“. Dieser Hintergrund wird zwar dann, wenn er nicht trägt und ein gemeinsames oder kooperatives Handeln nicht ermöglicht, in Frage gestellt und auf seine rekursiven Einzelschleifen („Ich dachte, dass du dachtest...“) zurückgeführt, aber eben auch nur in solchen Situationen. Ansonsten regiert, so Tomasello die durch eine Wir-Intentionalität getragene Konventionalität und die Unterstellung der Welt als „taken for granted“.

Von Tomasello wird aber die Konzeption des Hintergrundes nicht besonders intensiv erörtert. Deshalb empfiehlt es sich, auf den Urheber dieser Konzeption zurückzugehen. Sie wurde zunächst von Searle (1978, 1980, 1990, 2011) im Hinblick auf die Festlegung von semantischen Problemen entwickelt. „The reason that the same semantic content, ›cat‹, derives not from any ambiguity of a semantic kind, but rather from the fact that as members of our culture we bring to bear on the literal utterance and understanding of a sentence a whole background of information about how nature works and how our culture works.“ (Searle 1980, S. 226 f.) Intentionen oder sprachliche Bedeutungen sind nicht atomar, sondern haben einen holistischen Charakter. Ihre Erfüllungsbedingungen setzen nicht nur andere intentionale Zustände, sondern auch „preintentional assumptions“ voraus. Spricht jemand den Satz „Die Katze liegt auf der Matte“ aus, so setzt dies, um diesen Satz äußern wie verstehen zu können, eine Vielfalt von Hintergrundüberzeugungen voraus, die von einem Verständnis von Gravitation bis hin zur kulturellen Abgrenzung von „Katzen“ und „Matten“ gegenüber anderen Entitäten gehen. So

kann Searle auch formulieren, „the literal meaning of a sentence only determines a set of truth conditions given a set of background practices and assumptions. Relative to one set of practices and assumptions, a sentence may determine one set of truth conditions, relative to another set of practices and assumptions, another set [...]“ (Searle 1980, S. 227) Searle bezeichnet diese Netzwerke als holistische Netzwerke. Sie bestehen nicht nur aus anderen intentionalen Zuständen, aus Fertigkeiten und Praktiken, sondern auch aus affektiven Haltungen, aus „Nebenabsichten, Hoffnungen, Befürchtungen; Ängste und Erwartungen; Gefühle der Enttäuschung und Befriedigung; und so weiter.“ (Searle 1980, S. 226) Der kulturelle Hintergrund manifestiert sich in unseren lebensweltlichen Vertrautheiten, er stattet uns mit Haltungen und Einstellungen gegenüber den Dingen aus, mit einem „Sinn“ für die Welt, der in der Soziologie mit Bourdieu häufig als einen „praktischen Sinn“ bezeichnet wird. Nach Searle verfügen wir über diesen kulturellen Hintergrund im Sinne eines „knowing how“. „Diese Menge von Fähigkeiten, Fertigkeiten, Neigungen, Gewohnheiten, Dispositionen, als selbstverständlich unterstellte Voraussetzungen und allgemein ›knowing how‹ ist es, was ich als den ›Hintergrund‹ bezeichnet habe [...] Nur vor diesem Hintergrund von knowing how, der uns in die Lage versetzt, mit der Welt zurechtzukommen, spielen alle unsere intentionalen Zustände, all unsere einzelnen Überzeugungen, Hoffnungen, Befürchtungen usw. die Rolle, die sie spielen – d.h. nur vor einem solchen Hintergrund legen sie ihre Erfüllungsbedingungen fest.“ (Searle 2001, S. 130 f.) Searle betont in späteren Werken mehr und mehr den nicht-begrifflichen und präintentionalen Charakter dieses Hintergrunds. Er besteht aus denjenigen nicht-repräsentationalen Fähigkeiten, die die Voraussetzung für die Möglichkeit von intentionalen oder repräsentationalen Akten bilden. Entsprechend unterscheidet er verschiedene Netzwerke. Als „tiefen Hintergrund“ (Searle 1991, S. 183) betrachtet er diejenigen Fähigkeiten, die in der biologischen oder anthropologischen Natur des Menschen verankert sind. Als lokale Hintergründe hingegen bezeichnet er diejenigen, die in unterschiedlichen Kulturen ausgebildet werden und aus Verhaltens-, Denk- und Handlungsregeln bestehen (vgl. Searle 2010, S. 157).

Diese Differenzierung nimmt Searle aus einem bestimmten Grund vor. Alle Ansätze, die Erleben oder Handeln, Denken und Verhalten oder allgemein intentionale Akte auf Regeln zurückführen, stehen vor dem Problem zu explizieren, wie dies denn möglich ist. Es gibt weitgehend drei verschiedene Optionen. Die erste Option führt zu einem Paradox. Sie geht davon aus, dass man intentional auf Regeln Bezug nimmt. Damit aber wird gerade das vorausgesetzt, was es zur erklären gilt, nämlich der Umstand, dass Regeln Intentionen orientieren. Diese Option führt also zu dem Paradox, dass die Intentionalität des Regelbefolgens die Regelgeleitetheit des intentionalen Erlebens und Handelns erklären soll. Die zweite Option ist die in der Sozio-

logie am häufigsten verfolgte. Wie beispielsweise in der Vielfalt der Praxistheorien wird davon ausgegangen, dass Regeln sich habitualisieren oder in Gewohnheiten manifestieren. Diese Option scheitert deshalb, weil diese Ansätze nicht die Normativität der Regeln, sondern nur die Regelmäßigkeit des Erlebens und Handelns in den Blick bekommen. Searle ergreift eine dritte Option, nämlich die Abstützung von Regeln in einem vorrepräsentationalen, körperlichen, physiologischen Bereich, der in den Lage ist, Regeln eine kausale Wirksamkeit zu verleihen. Auch diese Option aber ist nicht überzeugend, da sie die Normativität der Regeln auf ein kausales Geschehen zurückführt. Nur wenig Aufmerksamkeit widmet Searle auch der Frage, ob und wie der Hintergrund ein sozial geteilter ist. Diesbezüglich rekurriert er auf die – in seiner Theorie biologisch verankerte – kollektive Intentionalität als der ursprünglichen Form intentionaler Bezugnahmen ab. Daraus ergibt sich die Macht des kulturellen Hintergrundes. „The basic concept of Background power is that there is a set of Background presuppositions, attitudes, dispositions, capacities, and practices of any community that set normative constraints on the members of that community in such a way that violations of those constraints are subject to the negative imposition of sanctions by any member of the community.“ (Searle 2010, S. 160) Der Hintergrund hat aber nicht nur explikative, sondern auch normative Funktionen. Er bildet das Reich der konstitutiven Regeln, durch die institutionelle oder soziale Tatsachen geschaffen werden.

Von den genannten theoretischen Optionen, Kultur als Hintergrund des Erlebens und Handelns zu verankern, ergreift Tomasello die zweite Option. Kultur stabilisiert sich durch Konventionalisierung. Nun aber stellt sich die Frage, ob dies hinreichend ist. Können Konventionen oder Regeln das Fundament oder der Garant von Kommunikation, einer gemeinsamen Kultur oder einer gemeinsamen sozialen Welt sein? Müssen wir nicht, um eben dies zu haben, über die Begriffe objektiver und nicht nur konventionalisierter Weltbezüge, einer objektiven und nicht nur konventionalisierten Wahrheit oder Richtigkeit verfügen und diese voraussetzen? Sind nicht die Rationalität unseres Handelns und Denkens an die Voraussetzung objektiver Wahrheits- und Richtigkeitsbezüge gebunden? Dies sind die von Triangulationstheorien angeführten Einwände, die deshalb fordern, dass die Problematik der Konstitution von objektiven Weltbezügen im Mittelpunkt einer Sprach-, Kultur- und einer Gesellschaftstheorie stehen.

Searle selbst greift jedoch auch nicht auf diese vierte Option der Triangulation zurück. Diese gerät ihm aus dem Blick aufgrund seiner Annahme, die Wir-Intentionalität sei anthropologisch verankert. Diese vierte Option sieht vor, die Genese von Kultur als Hintergrund auf Kommunikation oder Triangulation zurückzuführen. „Vordergrund“ und „Hintergrund“ wirken immer zusammen. Das, was von einem semantischen oder kulturellen Netzwerk im

Vordergrund thematisiert wird und relevant wird, ist auf den Hintergrund dessen angewiesen, was appräsentiert bleibt. Immer dann, wenn im „Vordergrund“ über etwas kommuniziert wird, wirkt der Hintergrund der Kultur in einer konstitutiven Weise mit. Er sorgt mit seinen holistischen Eigenschaften für eine Stabilisierung von Bedeutungen, oder er verhindert solche eben. In jeder Kommunikation oder Triangulation wird der spezifische kulturelle Hintergrund konfirmiert, modifiziert oder aufgelöst. Kultur wird dieser Position zufolge in ihrer Objektivität immer kommunikativ reproduziert.

3. Triangulationen von Kultur und Sprache

Tomasello betrachtet also Konventionalisierung, die Einübung in Regeln der Zeichenverwendung und der Ausübung von Praktiken, als wichtigsten Mechanismus der Institutionalisierung von Sprache und Kultur. Wie aber kann durch Konventionalisierung das erreicht werden, was doch nach Tomasello das zentrale Kennzeichen der kulturellen Welt ist, nämlich ihre Objektivität gegenüber den individuellen mentalen Repräsentationen, also die „Wirklichkeit von Institutionen“ (Tomasello 2014, S. 137)? Das Modell der Konventionalisierung scheint nicht hinreichend, weil es nur die intersubjektive Dimension einer gleichsinnigen Zeichenverwendung, aber nicht die eines gemeinsamen Weltbezugs berücksichtigt. Konventionalisierung verweist allein auf die Problematik einer Regelmäßigkeiten unterstützenden Intersubjektivität, verfehlt aber diejenige der Objektivität eines gemeinsamen Weltbezugs, der vorausgesetzt werden muss, um zu beurteilen, ob etwas einer Konvention entspricht oder nicht. Die Argumentation von Tomasello benötigt ein Modell, welches nicht nur die intersubjektive Ebene der Zeichenverwender einbezieht, sondern auch den Weltbezug selbst. Und in der Tat: Es finden sich in Tomasellos Explikationen zur Genese von Sprache und Kommunikation auch Skizzen zu einer alternativen Erklärung, die über die Konventionalisierung hinausgeht und Aspekte aufnimmt, die auf eine Theorie der Objektivierung im Sinne der phänomenologischen Wissenssoziologie oder, stärker noch, auf eine Theorie der Triangulation verweisen. Sprache ist nach Tomasello eine „symbolisch verkörperte soziale Institution“ (Tomasello 2002, S. 114). Sprachliche Symbole verkörpern „die unzähligen Weisen der intersubjektiven Auslegung der Welt [...], die in einer Kultur über einen historischen Zeitraum hinweg akkumuliert werden, und der Erwerb des konventionellen Gebrauchs dieser symbolischen Artefakte, und damit die Verinnerlichung dieser Auslegung, verwandelt die Eigenart der kognitiven Repräsentationen [...] grundlegend.“ (Tomasello 2002, S. 116) Sprachliche Kommunikation wird dann möglich, wenn kommunikative Absichten verstanden werden können. In Anlehnung an Grice (1989) expliziert Tomasello

dies in der Weise, dass A erkennen muss, dass B die Absicht hat, dass [A seine Aufmerksamkeit auf „X“ richtet]. So formuliert, werden die beiden Ankerpunkte der Kommunikationstheorie von Grice deutlich: A muss die Absicht von B gegenüber einer dritten Entität erkennen. Kommunikation ist also keine rein dyadische Angelegenheit, wie oftmals unterstellt, sondern eine triadische Konstellation von A und B in Bezug auf ein X (ein natürliches, kulturelles oder sprachliches Objekt). Nur in einer solchen triadischen Konstellation wird das Verstehen von Aussagen anderer möglich, denn dies setzt voraus, dass die Perspektivität der sprachlichen Kommunikation beachtet wird. Die Perspektivität der sprachlichen Kommunikation von A und B aber kann nur dann unterstellt und erkannt werden, wenn A versteht, dass B sich auf das X bezieht, auf das er sich ebenfalls bezieht. Wie sonst wäre eine Perspektivenübernahme auch möglich?

Tomasello sieht auch selbst die Grenzen von Konventionalisierungsprozessen, denn in Bezug auf die Errungenschaften, die durch Sprache möglich werden, notiert Tomasello den folgenden Punkt: Sprache erlaube es, zwischen Motiven und Akten des Sprechens einerseits und dem ausgedrückten Sachverhalt, der Proposition, zu trennen oder, im Duktus der Sprechakttheorie formuliert, zwischen lokutionären Gehalten und illokutionären Akten oder Rollen. Mit der Sprache tritt nach Tomasello die Proposition in die menschliche Kommunikation ein mit der Folge, dass über objektive Sachverhalte kommuniziert und mit Hilfe objektiver Sachverhalte Schlussfolgerungen gezogen werden können.

Tomasello nimmt damit gewisse Überlegungen auf, wie sie in besonderer Weise in der Theorie der externalistischen Triangulation von Donald Davidson ausgearbeitet werden (Davidsons 1986; vgl. Amoretti/ Preyer 2011), ohne sie aber systematisch seinen eigenen Analysen zugrunde zu legen. Davidson verfolgt das Ziel einer integrierten Theorie des Denkens und Handelns. Dass man Denken, Wünschen und Handeln kann, ist an das Vorliegen propositionaler Gehalte und Akte gebunden, also an solche Gehalte, die in der folgenden Weise formuliert werden: „A denkt, dass [...]“, „B wünscht, dass [...]“ oder „C handelt mit dem Ziel, dass [...]“, bei denen in der „Dass-Komponente“ die Propositionalität zum Ausdruck gebracht wird. Propositionale Gehalte setzen nun die Vorstellung von objektiven Sachverhalten voraus. Um Denken und Handeln zu können, benötigen wir den Begriff der Objektivität unser Denk- und Handlungsbezugs, denn allein dann kann unser Denken und Sprechen wahr oder falsch und unser Handeln richtig oder falsch sein. Ein solcher Begriff ist daran gebunden, dass wir mit anderen Personen kommunizieren und deren Perspektive interpretieren. Der Begriff der Objektivität ist an die Vorstellung gemeinsamer, aber nicht gleichsinniger Weltbezüge gebunden. „Um die Äußerungen einer anderen Person zu verstehen, muß ich an die gleichen Dinge denken können wie sie, meine Welt muss dieselbe sein

wie ihre. Ich muß nicht in allen Dingen ihrer Meinung sein, aber um verschiedener Meinung sein zu können, müssen wir dieselben Propositionen und dasselbe Thema im Sinn haben, und unser Wahrheitsbegriff muss ebenfalls derselbe sein. Kommunikation beruht darauf, daß jeder am Kommunikationsprozeß Beteiligte den Begriff von einer gemeinsamen Welt – einer intersubjektiven Welt – hat und zu Recht glaubt, der andere verfüge ebenfalls über diesen Begriff. Doch der Begriff von einer intersubjektiven Welt ist der Begriff von einer objektiven Welt, über die jeder an der Kommunikation Beteiligte Meinungen haben kann.“ (Davidson 2004, S. 183 f.) Subjektivität, Intersubjektivität und Objektivität setzen sich konstitutiv wechselseitig voraus – dies kann wohl als Kernaussage der Sprachtheorie von Davidson formuliert werden. Um (propositionale) Gedanken haben und eine Sprache sprechen zu können, ist nach Davidson die Triangulation von drei „Komponenten“ erforderlich, einem Sprecher, einem Interpreten und einer von diesen geteilte Welt. Weshalb ist die Vorstellung von Objektivität auch für die Soziologie wichtig? Weil das Gewebe, aus dem „Kulturen“ bestehen, also die Normen, Bedeutungen, Referenzen, Klassifikationen, Praktiken einen objektiven Charakter haben und ein permanenter Gegenstand von interpretativen Aneignungen und konfliktären Auseinandersetzungen sind. Die soziale und die kulturelle beruhen nicht nur auf subjektiven Voraussetzungen und reproduzieren sich intersubjektiv, sondern sie stellen auch eine objektive Welt dar.

Bei Davidsons Theorie handelt es sich um eine Variante des sogenannten „content externalism“. Diese Position müssen wir im Folgenden kurz vorstellen, nicht nur, um Tomasellos Sprach- und Kulturtheorie diskutieren zu können, sondern auch aufgrund ihrer theoretischen Relevanz für die Sozialtheorie bzw. die soziologischen Theorien des Handelns, der Kommunikation und des Wissens schlechthin. Der „content externalism“ vertritt die These, dass der Gehalt der Gedanken und der Aussagen von Individuen zumindest partiell auf Beziehungen der Individuen zu ihrer physikalischen und sozialen Umgebung beruht. Er negiert die entsprechenden internalistischen Gegenpositionen eines „content internalism“, die die These unterstützen, dass der Gehalt von Gedanken und Aussagen nur durch interne Prozesse bestimmt bzw. individuiert wird. Die Positionen des „content externalism“ lassen sich unterscheiden in solche eines „physical externalism“ und eines „social externalism“. Die erste Variante behauptet, dass Gehalt und Bedeutung mindestens partiell auf die Beziehungen des Individuums zu seiner physikalischen, natürlichen Umwelt zurückgeführt werden können, die zweite Variante des sozialen Externalismus behauptet, dass die Beziehungen zu den Gedanken und den Bedeutungen der Aussagen anderer Individuen mindestens partiell für die Individuierung eigener Gedanken und Bedeutungen relevant sind. Davidson vertritt – deshalb Triangulation – eine Kombination von beiden externalistischen Dimensionen. So behauptet er, dass „the contents of our

thoughts and sayings are partly determined by the history of causal interactions with the environment.“ (Davidson 1990, S. 200) In „the simplest cases the events and objects that cause a belief also determine the contents of that belief. Thus the belief that is differentially and under normal conditions caused by the evident presence of something yellow, one’s mother, or a tomato is the belief that something yellow, one’s mother, or a tomato is present.“ (Davidson 1989, S. 195) Die physische Umwelt ist aber nicht hinreichend zur Bestimmung des Gehalts oder der Bedeutung, weil sich das Problem der „Unbestimmtheit der Referenz“ stellt. Was ist die Ursache, worauf nimmt man Bezug, wenn man an etwas denkt oder über etwas spricht? An dieser Stelle springt der soziale Externalismus dem physischen zur Seite. Dieser weist zwei Aspekte auf: Erstens die These, dass Überzeugungen und Gedanken keine privaten, inneren Entitäten sind, sondern Zuschreibungen, die uns helfen, unser (sprachliches) Verhalten zu verstehen. „[...] we have the idea of belief only from the role of belief in the interpretation of language, for as a private attitude it is not intelligible.“ (Davidson 1975, S. 170) Die Zuschreibung von Überzeugungen oder Gedanken wird also relevant in Bezug auf die Interpretation des Handelns. Daraus ergibt sich die konstitutive Funktion eines Interpreten. „What a fully informed interpreter could know about what a speaker means is all there is to learn; the same goes for what the speaker means.“ (Davidson 1983, S. 148)⁸ Daraus zieht Davidson nun zweitens die Folgerung, dass die Festlegung der Referenz, der Gehalt dessen, was gedacht wird, die Bedeutung dessen, was gesagt wird, auf soziale Operationen in der Form von Kommunikation, also der wechselseitigen Beobachtung und Kommunikation über das Verhalten in Bezug auf spezifische Situationen, Objekte oder Ereignisse angewiesen sind. Davidson vertritt wie Searle einen Holismus der Bedeutung, im Unterschied zu diesem aber einen externalistisch angelegten und nicht einen internalistischen.

Als Triangulation bezeichnet Davidson den Prozess, in welchem in der Kommunikation zwischen einem Sprecher und seinen Interpreten die Bedeutung von Aussagen oder der Gehalt von Überzeugungen bestimmt wird. Oder, wie dies Bernecker (2013, S. 445) formuliert: „Without an interpreter concretely triangulating with the speaker, there is no content and thus no thought and no language. The possibility of thought and language only emerges together with a community.“ Davidson fügt aber noch ein zweites

8 Im Gegensatz zu anderen Theorien eines sozialen Externalismus betont Davidson die konstitutive Rolle eines Interpreten bzw. der triangulativen Kommunikation, nicht die konstitutive Rolle der Sprache, wie dies beispielsweise in dem anti-individualistischen sozialen Externalismus von Tyler Burge (2010) der Fall ist. In einem strengen Sinne gibt es für Davidson nicht so etwas wie eine Sprache unabhängig von dem sprachlichen Handeln von Individuen und ihren Interpretationen.

Argument an, welches über das Problem der Festlegung von Referenzen, Bedeutungen und Gehalten hinausgeht. Während es beim ersten Argument um die Festlegung von individuellen Überzeugungen als sozial konstituierten geht, geht es beim zweiten Argument um die Bedeutung der Triangulation für die Konstitution einer sozialen oder kulturellen Welt und der Rationalität von Überzeugungen und Handlungen (vgl. Verheggen 2013). Insbesondere das zweite Argument ist aus sozial- wie kulturtheoretischer Sicht besonders fruchtbar. Es betrifft die Differenz von subjektiver und objektiver Welt. Die Rationalität von Überzeugungen wie von Handlungen hängt davon ab, dass man eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen einer subjektiven und einer objektiven Sphäre treffen kann. Wie sonst sollte man zwischen wahren und falschen Überzeugungen oder richtigen und falschen Handlungen unterscheiden können? Dass man diese Unterscheidung treffen kann, setzt – so lautet das von Davidson angeführte gleichsam transzendente Argument – voraus, dass es andere Perspektiven als die eigene gibt, die sich auf denselben objektiven Sachverhalt beziehen und dabei mit der eigenen Überzeugung übereinstimmen oder ihr widersprechen können. Dass man sich in Gedanken auf etwas beziehen kann, dass die Gedanken einen objektiven Gehalt haben können, setzt voraus, dass man eine Welt anerkennt, die von den eigenen Gedanken unabhängig ist und demzufolge die eigenen Gedanken falsch werden lassen können oder nicht. Aus einer solipsistischen Perspektive ist diese Unterscheidung nicht zu treffen, auch nicht aus einer dyadischen, wohl aber aus einer triangulativen Konstellation. Allein dadurch lässt sich auch die eigene Perspektive als eine subjektive erfahren, und nur in einer solchen Konstellation wird der Gegenstand zu einem objektiven dadurch, dass sich auch die Anderen auf diesen beziehen.

Externalistisch ist diese Theorie, weil sie davon ausgeht, dass der empirische Gehalt einer Überzeugung oder die Bedeutung einer Aussage eines Individuums (notwendig, wenn auch nicht hinreichend) durch externe Objekte oder Ereignisse individuiert wird, sozial-externalistisch ist diese Theorie deshalb, weil eine solche Individuierung immer nur in der wechselseitigen Interpretation von Sprechern möglich ist, da nur in einer solchen Situation der wechselseitigen Interpretation die Objektivität des Gehalts oder der Bedeutung gewährleistet sind. Nur unter dieser Voraussetzung können Sprecher ihren Gedanken oder Aussagen Wahrheit oder Falschheit zuordnen. Ohne Triangulation können Gehalt oder Bedeutung nicht fixiert werden. Dies aber hat zur Konsequenz, dass Denken und Sprache einen öffentlichen bzw. sozialen Charakter haben oder, wie auch Tomasello schreibt, Sprache eben als eine soziale Institution betrachtet werden kann. Auch das Modell der Triangulation erklärt also die soziale Interaktion oder Kooperation zur konstitutiven Voraussetzung des Denkens und Handelns (vgl. Davidson 2004a, S. 223), aber es führt aufgrund ihrer externalistischen Prämissen zu einer gleichsin-

nigen Berücksichtigung von Weltbezügen, in denen sich eine objektive soziale Welt erst herstellt.

Die Position von Davidson aber lässt noch in einer anderen Hinsicht Zweifel an dem Konzept der Konventionalisierung als dem zentralen Mechanismus der Generierung einer kulturellen Welt aufkommen. Das Modell der Triangulation ordnet die Interpretation der Regelgeltung vor. Ob und welche Regeln, welche Bezüge, welche Gehalte gegeben sind, obliegt stets den interaktiven Akten in triangulativen Prozessen. Tomasello hingegen betrachtet die Genese von Kultur als eine Einübung in normative Standards. Dieser Gegensatz zwischen Interpretationsprimat und Regel- oder normativem Primat ist jedem Soziologen wohl vertraut; man denke nur an die Kontroversen zwischen strukturfunktionalen und interpretativen Theorien in den 1960er Jahren, um die Kontroverse zwischen normativen und dem interpretativen Handlungstheorien. Der Theorie von Tomasello beruht Kultur auf Sprachgemeinschaften, der Triangulationstheorie zufolge hingegen auf Interpretationsgemeinschaften, die in ihren Triangulationen als den elementaren sozialen Konfigurationen und Kommunikationen stets nur lokale, fallible und stets neu zu reproduzierende Ordnungen herstellen können. Dies hat zur Konsequenz, dass Ordnungen immer nur „kontingent“ und „fallibel“ sind. Dass die Kultur eine objektive ist, impliziert nicht, dass sie auch schon normativ anerkannt wird.

4. Koordinationsformen

Tomasello leistet einen wichtigen Beitrag in der sozialtheoretischen Diskussion zu Formen geteilter Intentionalität. Aber er geht einen Schritt über diese vornehmlich im philosophischen Kontext geführten Debatten hinaus. Im Unterschied zu diesen sucht er nicht nach einer gültigen kategorialen Form – und diesbezüglich kann man (vgl. Schützeichel 2011) zwischen Bratman-, Tuomela- und Searle-Varianten unterscheiden –, er orientiert sich in seiner Analyse auch nicht an Gedankenexperimenten und exemplarischen Mustern, sondern er überführt diese in einen evolutionstheoretischen Kontext. Diesbezüglich aber wird ihm der Vorwurf gemacht, er übernehme damit auch gleichzeitig problematische, wenn nicht sogar antiquierte Stadienmodelle (vgl. Moll 2016; Mollenhauer 2015, S. 215 f.). Nur an wenigen Stellen seiner Argumentation lässt Tomasello in der Tat erkennen, dass er ein solches Stadienmodell nicht zu teilen scheint, beispielsweise dort, wo er (Tomasello 2014, S. 170) darauf hinweist, dass moderne Menschen sowohl in Sozialformen kooperieren, die gemeinsame Intentionalität voraussetzen, wie auch in solchen, die auf kollektiver Intentionalität beruhen. Es findet sich jedoch keine nähere Analyse über die funktionale Integration wie Differen-

zierung solcher Modi. Zugleich sollte man fragen: Gibt man sich nicht den Suggestionen, die mit solchen Ausdrücken wie „gemeinsame“ oder „kollektive“ Intentionalität verbunden sind, hin, wenn man daraus gleich auf Kooperation schließt? Kann man wirklich behaupten, dass die kulturellen Gesellschaften (ausschließlich?) nach dem Modell kollektiver Intentionalität funktionieren? Sind in ihnen nicht Konflikt und Konkurrenz, Macht und Gewalt ebenso zentral und häufig anzutreffen wie die von Tomasello identifizierten Formen der Kooperation? Stehen diese Koordinationsformen nicht in einem sich wechselseitig generierenden und bedingenden Zusammenhang? Tomasello berücksichtigt zwar Konflikt und Kommunikation respektive Kooperation gleichermaßen, aber er bringt diese in eine evolutionäre Abfolge, die von Konflikt zu Kooperation verläuft. Dem ist zu entgegen, dass jede der verschiedenen evolutionär realisierten Formen von Intentionalität ihre eigenen Modi von Konflikt und Koordination aufweist. Nicht ohne Grund unterscheidet die Soziologie kategoriale Formen der Koordination wie Macht und Herrschaft, Tausch und Markt, Hilfe und Kooperation, Gemeinschaft und Gesellschaft, die zwar alle in der einen oder anderen Hinsicht soziale Kognition und verschränkte Intentionalität voraussetzen, aber in dem Modus der Fundierung dieser Intentionalität in Koordinationsformen erheblich voneinander abweichen, aber nicht nur in ihrer Intentionalität, sondern auch in ihren ontologischen Voraussetzungen.

Wie schon an anderer Stelle vorgeschlagen (vgl. Schützeichel 2010), sollte man Formen sozialer Koordination in einer groben Weise in adjunkte und konjunkte Handlungsweisen unterscheiden. Für die Realisierung von Handlungsakten stehen uns im Grunde genommen nur zwei respektive drei elementare Handlungsformen mit jeweiligen Unterformen zur Verfügung. Bestimmte Handlungen können alleine realisiert werden, ohne dass andere Handlungen realisiert werden. Dies sind singuläre Handlungen. Sie sind ontologisch unabhängig von anderen Handlungen, obwohl sie auf den Ergebnissen anderer Handlungen beruhen. Auch bei ihnen handelt es sich selbstverständlich um „soziale Handlungen“ im Sinne Max Webers, aber sie setzen nur eine Ego-Intentionalität (oder bei Tomasello: Ich-Intentionalität) voraus. Man kann in einem Schwimmbecken alleine schwimmen, obwohl man darauf angewiesen ist, dass das Schwimmbad erbaut wurde. Andere Handlungen können nur dann realisiert werden, wenn entsprechende Komplementärhandlungen realisiert werden. Sie stehen in einem Verhältnis der Kompossibilität. Dies sind adjazente Handlungsformen, die sich wiederum unterscheiden lassen in konjunkte und adjunkte Formen. Konjunkte Handlungsformen setzen eine Wir-Intentionalität voraus oder, wie Tomasello dies bezeichnet, eine kollektive Intentionalität. Typische konjunkte Handlungsformen sind diejenigen Handlungen, von denen man sagt, dass man sie gemeinsam vollzieht. Sie sind in der Regel normativ integriert. Auch ad-

adjunkte Handlungsformen können sich nur realisieren, wenn sich alle voneinander abhängigen Teilhandlungen vollziehen, sie setzen hingegen eine Ego-Alter-Intentionalität voraus. Beispiele für adjunkte Handlungsformen sind kaufen/verkaufen, lehren/lernen oder sprechen/hören. Sie sind in der Regel funktional integriert und setzen in der Form von Ego-Alter-Intentionalität nur eine geteilte Anerkennung von Institutionen voraus, in dem sich die ontologisch voneinander abhängigen, adjunkten Handlungen vollziehen können.

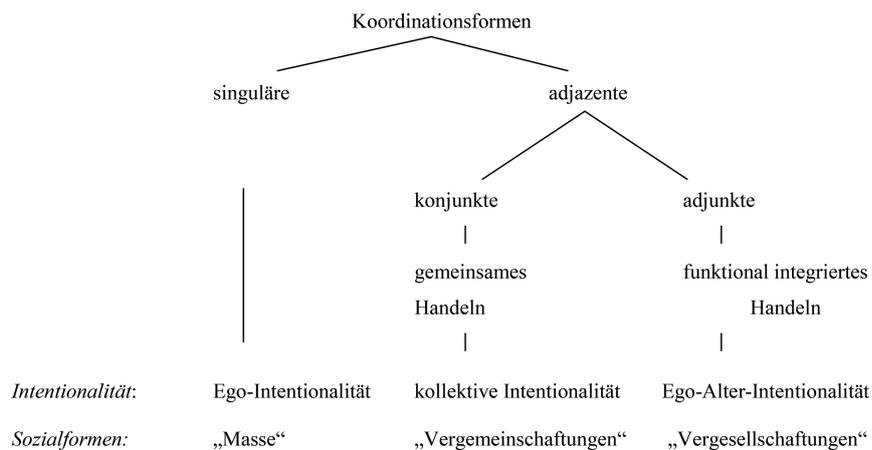


Abb. 1: Koordinationsformen

Manche Handlungen können nur im Modus kollektiver Intentionalität, manche nur im Modus einer Ego-Alter-Intentionalität vollzogen werden, manche nur im Modus einer Ego-Intentionalität, für die meisten Handlungen bzw. Handlungsformen aber gilt, dass sie in ihren Modus wechseln können. In der soziologischen Theorie ist es beispielsweise eine Selbstverständlichkeit, mit Polanyi (1973) – um nur diesen zu erwähnen – von einem Wandel der ökonomischen Austauschverhältnisse von reziproken und normativ integrierten hin zu solchen des Marktes und damit solchen der Vergesellschaftung zu sprechen. Gegen Tomasello muss festgehalten werden, dass alle Sozialformen bzw. alle Formen von geteilter Intentionalität nicht nur der Kooperation, sondern auch der Verweigerung von Kooperation dienen, konflikt-, macht- und gewaltanfällig sind. Dies gilt gerade für die Formen von kollektiver Intentionalität, denn das Teilen einer gemeinsamen Welt, also eine kognitive Koordination, führt nicht zu einer normativen Integration. Insbesondere aufgrund des Umstandes, dass die Einzelhandlungen ontologisch darauf angewiesen sind, dass sich andere Handlungen realisieren müssen, damit sie sich selbst realisieren können, dürften sich schnell die

Ressourcen normativer Integration erschöpfen und zu einer Favorisierung anderer Koordinationsmechanismen führen.

Es muss zudem betont werden, dass die einen Formen eine konstitutive Voraussetzung der Realisierung anderer Formen bilden können. Insbesondere solche Handlungsformen, die sich im Rahmen von Vergesellschaftungen realisieren, zehren von solchen, die, wie Moral und vielleicht auch Recht, eher von einer kollektiven Intentionalität getragen sind. Adjunkte („systemische“) Handlungsformen, so könnte man mit der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas sprechen, zehren von den geteilten lebensweltlichen Ordnungen, die in konjunkten Handlungen realisiert werden. Dies alles sind aber nur wenige Andeutungen im Hinblick auf die Probleme eines Stadienmodells geteilter Intentionalität, welches nicht zwischen unterschiedlichen Formen normativer Integration unterscheidet, sondern darauf verweisen muss, dass jede evolutionäre Etablierung neuer Koordinationsformen zu einer modifizierten Reintegration und Stabilisierung bisheriger Formen führt. Tomasello (2014, S. 75) betont zwar, wie in der Einleitung schon angesprochen, die Zwei-Ebenen-Struktur von Koordinationsformen, nämlich die Ausbildung unterschiedlicher Rollen und gemeinsamen Zielsetzungen, aber er dämpft damit die Komplexität der nur rollenförmig beschriebenen sozialen Differenzierungsprozesse in einer beträchtlichen Weise ein und berücksichtigt sie nur insofern, als sie eben normativ integriert sind. Von daher lässt sich durchaus von einem „normative bias“ in seiner Theorie sprechen, der soziale Konfigurationen und Koordinationen immer nur als Kooperationen entschlüsseln kann. Die von ihm eingeführte Zwei-Ebenen-Struktur einer gemeinsamen Orientierung (Tomasello 2014, S. 73), die eben auf der Anerkennung unterschiedlicher Perspektiven beruht und damit dem Modell der Triangulation entspricht, wird auch an dieser Stelle zu wenig zur Geltung gebracht. Dementsprechend kommen wir auch in Bezug auf diesen Punkt wiederum zu der Diagnose, dass Tomasellos Ausführungen in sozialtheoretischer Hinsicht das Regel-Modell dem triangulativen Modell vorordnen.

Literatur

- Amoretti, M. C. / Preyer, G. (2011): „Introduction: Mind, Knowledge, and Communication in Triangular Externalism“. In: Dies. (Hg.): *Triangulation. From an Epistemological Point of View*. Heusenstamm: Ontos, S. 9-28.
- Berger, P. / Luckmann, T. (2003): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. 23. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bernecker, S. (2013): „Triangular Externalism“. In: Lepore, E. / Ludwig, K. (Hg.): *A Companion to Donald Davidson*. Malden: Wiley Blackwell, S. 443-455.
- Bratman, M. (1992): „Shared Cooperative Activity.“ In: *Philosophical Review* 101(2): 327-341.

- Burge, T. (2010): *Origins of Objectivity*. Oxford: Oxford University Press.
- Clark, H. (1996): *Uses of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Davidson, D. (1975): „Thought and Talk“. In: Ders. (1984): *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford: Clarendon Press, S. 166-170.
- Davidson, D. (1982): „Rational Animals“. In: *Dialectica* 36: 317-327.
- Davidson, D. (1983): „A Coherence Theory of Truth and Knowledge“. In: Ders.: *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford: Clarendon Press, S. 137-153.
- Davidson, D. (1989): „The Conditions of Thought“. In: Brandl, J. / Gombacz, W. L. (Hg.): *Donald Davidson*. Amsterdam: Rodopi, S. 193-200.
- Davidson, D. (1990): „Epistemology externalized“. In: Ders.: *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford: Clarendon Press, S. 193-204.
- Glüer, K. (2006): „Triangulation“. In: Lepore, E. / Smith, B. C. (Hg.): *The Oxford Handbook of Philosophy of Language*. Oxford: Clarendon Press, S. 1006-1019.
- Grice, H. P. (1989): *Studies in the Ways of Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Habermas, J. (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Moll, H. (2016): „Tension in the ›Natural History of Human Thinking‹“. In: *Journal of Social Ontology* 2(1), S. 65-73.
- Mollenhauer, R. (2015): *Tomasellos Kooperationsmodell*. Konstanz: UVK.
- Polanyi, K. (1973): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Satne, G. (2016): „A Two-Step Theory of the Evolution of Human Thinking“. In: *Journal of Social Ontology* 2(1): 105-116.
- Schützeichel, R. (2010): „Die Logik des Sozialen. Entwurf einer intentional-relationalen Soziologie“. In: Albert, G. / Greshoff, R. / Schützeichel, R. (Hg.): *Dimensionen der Sozialität*. Wiesbaden: VS, S. 339-376.
- Schützeichel, R. (2011): „Doing Systems. Eine handlungstheoretische Kritik der Theorie funktionaler Differenzierung“. In: Schwinn, T. / Greve, J. / Kroneberg, C. (Hg.): *Soziale Differenzierung. Erkenntnisgewinne handlungstheoretischer Zugänge*. Wiesbaden: VS, S. 73-91.
- Schützeichel, R. (2015): „The Background of Moods and Atmospheres. Sociological Observations.“ In: Adloff, F. u.a. (Hg.): *Revealing Tacit Knowledge*. Bielefeld: Transcript, S. 61-85.
- Searle, J. R. (1978): „Literal meaning“. In: *Erkenntnis* 13: 207-224.
- Searle, J. R. (1980): „The Background of Meaning“. In: Searle, J. R. / Kiefer, F. / Bierwisch, M. (Hg.): *Speech Act Theory and Pragmatics*. Dordrecht: Reidel, S. 221-232.
- Searle, J. R. (1991): *Intentionalität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Searle, J. R. (2010): *Making the Social World*. Oxford: Oxford University Press.
- Searle, J. R. (2011): „Wittgenstein and the Background“. In: *American Philosophical Quarterly* 48(2): 119-128.
- Sperber, D. / Wilson, D. (1996): *Relevance*. Oxford: Blackwell.
- Tomasello, M. (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2008): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2010): *Warum wir kooperieren*. Berlin: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2014): *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Berlin: Suhrkamp.

- Tomasello, M. (2016): „Response to Commentators“. In: *Journal of Social Ontology* 2(1): 117-123.
- Vogeley, K. / Schilbach, L. / Newen, A. (2014): „Soziale Kognition“. In: Hartung, G. / Herrgen, M. (Hg.): *Interdisziplinäre Anthropologie. Jahrbuch 1/2013: Soziale Kognition*. Wiesbaden: Springer VS, S. 13-29.
- Verheggen, C. (2013): „Triangulation“. In: E. Lepore / K. Ludwig (Hg.): *A Companion to Donald Davidson*. Malden: Wiley Blackwell, S. 456-471.